

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 7 (1903)

Artikel: Streiflichter

Autor: Forrer, Clara

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es gab keinen Ausweg für mich. Sollte ich denn wirklich derart festgenommen und in meinem eigenen Hause überrumpt werden? Nein, mein Herr! Ich ging also hinunter nach dem Empfangszimmer, um ihn zu sehen. Zu meinem größten Erstaunen begrüßte er mich mit außerordentlicher Wärme, mir die Hand drückend und sogar Kühlung an den Tag legend. „Doktor,” sagte er, nachdem er seinen Platz auf dem Sofa wieder eingenommen, „ich schulde Ihnen mehr als ich sagen kann.“

„Ist Ihre Mutter denn gänzlich hergestellt?“

„Meine arme Mutter ist tot.“

„Das tut mir sehr leid,“ sagte ich. „Aber wie ist das gekommen?“

„Ich will es Ihnen erklären. Ihre Medizin wirkte Wunder. Die ganze Konstitution meiner Mutter passte sich Ihrer Behandlung sofort an, und in weniger als einer Woche konnte sie im Haus herumgehen, so wohl, wie sie je gewesen, tatsächlich sich noch besser fühlend; sie schien wirklich wie verjüngt. All das schrieb sie Ihrer Behandlung zu, und Worte können ihre große Dankbarkeit nicht ausdrücken. Sie sehnte sich darnach, Sie zu sehen, um Ihnen all ihre Gefühle für Sie ausdrücken zu können. Doch ach! Drei oder vier Monate später wurde sie von einer andern Krankheit ergriffen, und da Sie auf so wunderbare Weise verschwunden waren, keine Spur Ihres Aufenthaltes zurücklassend, wurde ihr von diesem Bowser nicht die geeignete Behandlung zuteil, und so starb sie.“

„Sie tun Bowser Unrecht,“ sagte ich.

„Nein, er meint es wohl gut; aber er ist schwach und stumförmig, während Sie! Ach, Sie sind einfach ein Genie — ein außerordentliches, wunderbares Genie!“

„Und nun,“ fuhr Brown fort, „meine Mutter war eine Frau, die ihre Dankbarkeit nicht in unfruchtbaren Worten aussprach. Sie änderte ihr Testament, nachdem Sie ihr das Leben gerettet, und vermachte Ihnen zwanzigtausend Dollars. Ich habe sie mitgebracht; hier sind sie!“ Brown zeigte einen geschwollenen Beutel.

„Ich werde keinen Dollars davon nehmen,“ sagte ich rubig.

„Was!“ rief er aus, indem jähre Röte in sein Gesicht stieg.

„Ich wäre ein Schwindler, wenn ich das Geld Ihrer Mutter annehmen würde,“ sagte ich. „Ich bin kein Arzt und tat ihr nicht im Geringsten etwas Gutes. Alles war Humbug!“

Der Mann war sprachlos vor Erstaunen während eines Augenblickes. Dann fuhr er in die Höhe und lief im Zimmer herum. Seinen Sitz wieder einnehmend, erklärte er:

„Sie müssen das Geld nehmen.“

„Ich werde es nicht tun.“

„Wohl hörte ich, daß Sie sehr seltsam seien,“ sagte er, „und daß Sie darauf bestehen würden, kein Arzt zu sein, und daß ich bis jetzt noch nie einen so eigentümlichen Menschen, wie Sie sind, getroffen habe, gebe ich jeden Versuch auf, Sie zu verstehen; etwas aber verstehe ich doch“ . . . dabei schüttelte er ärgerlich seinen Beutel . . . „ja, Herr, ein Ding verstehe ich, und das ist, daß Sie unmöglich das Gedächtnis meiner Mutter beleidigen können!“

„Davon bin ich weit entfernt, Herr Brown,“ sagte ich, „an so etwas zu denken.“

„Nun gut denn,“ rief er er aus, „nehmen Sie das Legat an; ihr letzter Wille forderte sogar, daß ich das Geld in eigener Person Ihnen einhändigen solle. So nehmen Sie es nun, sonst gibt es Unannehmlichkeiten!“

„Welcher Art?“ fragte ich.

„Nun,“ sagte er, „ich würde Sie gerichtlich verfolgen. Als Testamentsvollstrecker meiner Mutter bin ich verpflichtet, darob zu wachen, daß ihren Wünschen Nachachtung gelehnt werde; somit tue ich nur meine Pflicht, unbekümmert darum, wer dabei zu leiden hat.“

„Aber,“ sagte ich, „Sie können doch keinen Menschen strafen, der sich weigert, Geld anzunehmen! Für so etwas können Sie ihn doch nicht ins Gefängnis werfen!“

„Doch, das kann man,“ antwortete Brown. „Es ist Treu- bruch. Ich kannte einst einen Mann in Neu-Jersey, der für zehn Jahre ins Gefängnis kam, weil er ein Legat, das seine Tante ihm zugesprochen, nicht nehmen wollte. Ich hätte ihn zu zwanzig Jahren verurteilt.“

„Das scheint mir nun etwas hart, nicht?“ warf ich ein.

„Durchaus nicht hart,“ entgegnete Brown streng, „wenn sich jemand anmaßt, einer andern Person zu sagen, was sie mit ihrem Geld zu tun hat, und damit der Gerechtigkeit einen Hemmschuh vorlegt. Durchaus nicht hart! Indessen ist es nicht mein Wunsch, zu außerordentlichen Maßregeln greifen zu müssen. Das ist mir ein sehr widerlicher Gedanke, Sie vor Gericht zu ziehen. Ich bitte Sie nun nochmals, das Geld in Empfang nehmen zu wollen als eine Kunst meiner verehrten Mutter.“

Nun, was hätten Sie getan, mein Herr, unter so beunruhigenden Umständen? Schließlich willigte ich ein, das Geld zu nehmen, unter der Bedingung, daß ich auf dem Empfangsschein die Erklärung abgeben könne, daß ich kein Arzt und gezwungen worden sei, das Vermächtnis mir anzueignen. Brown war damit einverstanden, und als wir unsern Handel beendet hatten, drückte er mir die Hand und verließ mich.

Ich hatte nur ein rechtes Gefühl der Unsicherheit, noch meinen Frieden und einen Platz zu finden, wo ich ungestört dem Studium der spanischen Sprache obliegen könnte, solang ich daheim blieb. Darum entschloß ich mich, nach Europa zu gehen und mich irgendwo inmitten der Schweizerberge für einige Zeit zu verbergen.

Ich danke Ihnen für die Geduld, mit der Sie mich angehört. Daß ich Ihnen die Geschichte von der Verfolgung, die ich erduldet, habe erzählen können, hat mein Herz wesentlich erleichtert. . . .“

Tadcaster und ich standen auf und gingen zusammen durch den Salon. Ich bemerkte im Vorübergehen, wie der Deckaufwärter Doktor Mullens den Schiffsarzt, der allem Anschein nach sich bei ihm nach Tadcaster erkundigt hatte, auf meinen Gefährten aufmerksam machte. Ein Lächeln verbreitete sich über Mullens Gesicht, als er mit ausgestreckten Händen plötzlich vor uns stand, blieb und meine Gefährten grüßend sagte:

„Ich habe wohl die Ehre, den berühmten Doktor Tadcaster begrüßen zu dürfen?“

Tadcaster zögerte nicht, er stürzte sich in seine Kabine und schloß die Türe.

Vor da an sah ich ihn nicht mehr, es sei denn, daß er jener Mann war, den ich mit glattrasiertem Gesicht, zusammengedrücktem und über die Augen gezogenem Hut in Liverpool durch den Gang der Zwischendeck-Passagiere aus dem Schiff schleichen sah. Dieser Mann hatte wohl die Gestalt von Tadcaster; es kann aber ebenso gut jemand anders gewesen sein.

Gelegentlich werde ich einmal nach Borax gehen und selbst nach dem Tatbestand forschen. Es dünkt mich, diese Geschichte habe nur dann einen befriedigenden Schluß, wenn ich berichten kann, daß Doktor Bowser die Witwe Collins geheiratet und Geordie adoptiert habe.

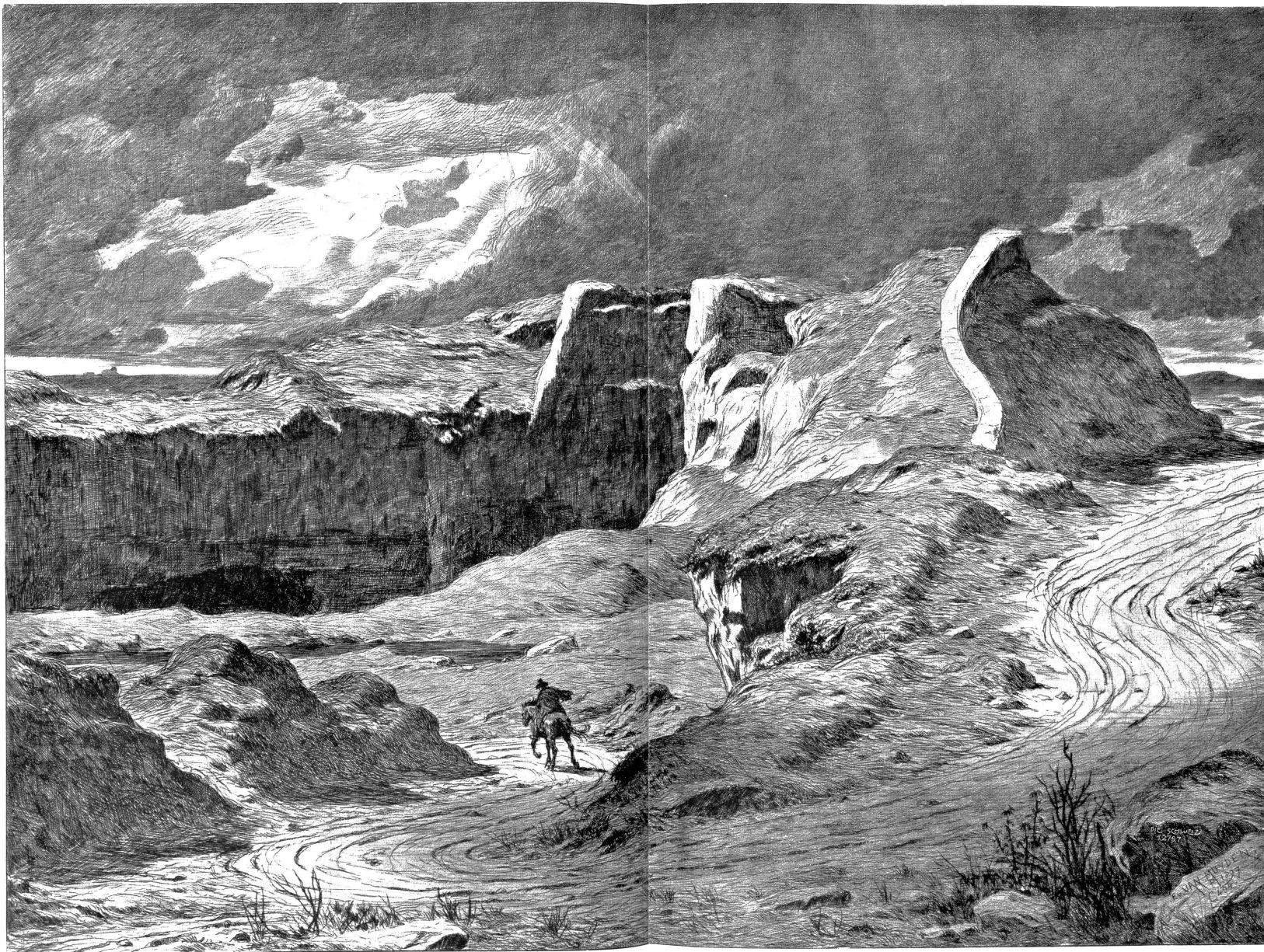
Streiflichter.

Die Nebel flattern wild daher
Wie sturmzerfetzte Fahnen,
Und drüber wallt das Wolkenheer,
Schwarzschattend und von Regen schwer,
Die unbegrenzten Bahnen.

Doch zwischen Welt und Himmelsrand
Beginnt es licht zu werden;
Dort webt der Tag aus Sonnenbrand
Und Abendglühn ein Purpurband
Und schlängt es um die Erden.

Da — wie von Geisterhand gemalt
Entsteigt den Dämmerungen
Der Alpenkranz, und plötzlich strahlt
Sein Bild, als wär' ein Rosenwald
Aus Eis und Schnee entsprungen.

Der Abend schaut's; er möcht' die Pracht
In seine Hände fassen . . .
Doch eilig, wie sie ward entfacht,
Erlischt die Glut und taucht in Nacht,
Und Ost und West verblässen. —



Sedia del diavolo bei Rom.

Radierung von Everl van Muyden (Genf), in Paris.

